

Miriam Rainer

Festrede zum Hieronymustag

Guten Abend.

Noch ist niemand durch den Namen Hieronymus benannt. Der Name Hieronymus ist kein Name im herkömmlichen Sinn; ein Eigenname, der auf sich als uneigentlicher Name aufmerksam macht. Hieronymus ist ein zum Eigennamen ausgelegtes Wort, das einen aufruft, der sich als Schutzheiliger aller Übersetzer:innen einen Namen gemacht haben soll. Jener sogenannte Hieronymus heißt *hieros onoma*, ein Name, der zerfällt in heiliger, geheimer, hoher Name. Wie also heißt der Schutzheilige, den Übersetzer:innen anrufen, wenn sie es denn tun? – dies: ein Anrufen, das im Rufen noch den Namen dessen sucht, den es um Beistand bittet. Anders gesagt: Wer ihn ruft, bringt sich in die Gesellschaft von lauter Niemand. Niemand, denn es handelt sich bei dem Namen Hieronymus nichtmal um einen Namen, außer vielleicht diesen: heimlicher Name. Wer steht bei, wer kommt, im Namen des sogenannten Hieronymus? Ein nicht Namenloser, aber mit loseem Namen Versehener, den es erst zu übersetzen gilt aus dem Milieu des Heimlichen. Ein noch nicht namhafter Name; ein Wort, das einen Namen nimmt. *Hieronymand*. Ein unübersetzbarer Name, nicht weil man ihn nicht übersetzen kann, sondern weil es sich um etwas handelt, das man nie aufhört (nicht) zu übersetzen. *Hieronymand*, noch wirst du übersetzt. Ein Noch, aus dem kein Name herausführt. Im Beisein von *Hieronymand* zu übersetzen, bedeutet vielleicht, sich selbst begeben, die psychographische Einsamkeit, die eigene Abgeschlossenheit verlassen und in eine soziale, nicht solitäre, Praxis zu gehen.

Parade. Beim Übersetzen, das sich anderen beigesellt, stehen wir, ließe sich sagen, *einander* bei. So wird dem *hieros* (auch hörbar in *Hierarchie*) ein *para* eingetragen, das Beistand als verbindende Geste begreift, als Beimischen, Bei-, nicht Über-, ordnen. Natürlich ist auch das Übersetzen im Beisein anderer kein hierarchieloser Ort, aber es ist einer, an dem Hierarchisches parieren lernt, eine *Parade* – *para* im Sinne von beigesellen, beinahe/nahebei sein¹ –, charakterisiert durch eine gewisse Offenheit, die sich jeder *Paraphrase* entzieht. Ich spreche hier nicht von dem Übersetzen schlechthin, sondern von Überset-

¹ Thomas Schestag, *para-*

zungsbewegungen, denen ich mich beigesellt habe, seien es umherziehende *Paraden* des Wiener Versatoriums – von einem Germanisten in Providence mit dem Beinamen „Wanderzirkus“ belegt – oder grassierende *Paraden* der Wiese (Wie es ist) in Moabit und Umland.

Die vielbeschworene Einsamkeit und ikonographische Darstellung des asketisch vereinzelt Denkens, der allein übersetzt, geht unter anderem zurück auf einen Lebensabschnitt des historischen Hieronymus als er Mitte der 370er Jahre nach Christus nach Syrien auswanderte. Zwei bis drei Jahre verbrachte er am Rande der syrischen Wüste auf der Straße nach Chalkis, heute Ruinenstadt Qinnasrin, 25 Kilometer südwestlich von Aleppo. In einem Brief träumt er sich einmal mehr in die syrische Wüste, wobei er die Wüste als wüstes Gefängnis, aber nicht als Ort vollendeter Einsamkeit fantasiert, vielmehr trägt er ihr eine Geschlechterdifferenz ein, die ihn erregt, nimmt sich umringt von Tieren, in Gesellschaft mit seinen Halluzinationen, mit Gott, wahr, schmiegt seinen Körper den rau beschaffenen Oberflächen der felsigen Wüstengegend an.¹ Auch erinnert er, wie er oft Tag und Nacht ohne Unterbrechung schreiend zubrachte. Der Angerufene selbst schreit. Schreit so lange, bis Gott antwortet. Sein in die Wüste Gehen lässt sich kaum als ein Abwenden vom Sozialen lesen, sondern vielmehr als ein Hinwenden. Ich stelle mir vor, dass es dieses Wüstenkollektiv ist, das der übersetzenden Hieronymus wieder und wieder in seiner Fantasie entwirft. Es sind diese Jahre am östlichen Rand des römischen Imperiums, in Syrien und Antiochien, wo er Griechisch, Hebräisch, auch ein wenig Syrisch lernt, Sprachen, die ihm die Übersetzerische Arbeit an der Vulgata ermöglichen werden. Für die Übersetzung der heiligen Texte in das Sprechlatein seiner Zeit zog er Fassungen in unterschiedlichen Sprachen, auch verschiedene Übersetzungen derselben zu Rate; so entstand kein einheitlicher, sondern ein hybrider Text, als dessen Übersetzer er nicht allein zu nennen wäre.

Der unsichtbare Prozess. Weiter südlich von Aleppo liegt Al-Khatib, ein Wüstengefängnis mitten in Damaskus. Auf Google Maps sieht man eine dicht stehende Baumgruppe, ein Wäldchen, da, wo es keine Bäume gibt; eine Wüste, die sich auftut mitten in einem Wohnviertel. Niemand weiß, wo genau Al-Khatib liegt, wo es beginnt. In Koblenz träumen sich Revolutionäre und Überlebende von Al-Khatib dieser Tage dahin zurück, vor dem Oberlandesgericht sind sie angehalten, diesen Albtraum noch einmal zu bewohnen, noch einmal hinabzusteigen die Kellerstufen der Geheimdienstabteilung 251, jahrelang geleitet von Anwar Raslan, der sich in Koblenz unter dem sogenannten „Weltrechtsprinzip“ der Anklage schwerster Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu verantworten hat.

Richterin: „Woher wussten Sie, dass Sie in Al-Khatib waren?“ Zeuge, Name ausgelassen: „Ich habe ein Schild gesehen, ‚Al-Khatib – Labor für medizinische Analysen‘. Ich konnte durch die Maschen des Pullovers wie durch ein Gitter

¹ Hieronymus, „Epistola 22“.

gucken. Ich konnte auf diese Weise aus dem Fenster des Busses sehen. Es waren wenige Minuten vom Schild bis zur Ankunft. Auch hatten wir Leute dabei, unter anderem einen, der schon früher hier gewesen war und der sagte, wir sind in Al-Khatib.“ Ein anderer, Name ausgelassen: „Wir stiegen aus und wurden sofort getreten. Saßen auf dem Boden und bekamen eine ‚Begrüßungszeremonie‘. Wurden getreten, es regnete, circa 1 Stunde geschlagen mit Schuhen, Händen, Kabeln, allen möglichen Dingen. [...] Nach dem ‚Empfang‘ war mein Gesicht so angeschwollen, dass ich die Augen kaum öffnen konnte.“ Auch in deutschen Strafanstalten des 18. und 19. Jahrhunderts waren unter den strafrechtlichen Begriff „Willkommen“ gefasste Prügel und Fußtritte keine Seltenheit, eine gewaltsame Gastlichkeit, die sich in das Wort ‚Willkommen‘ seither eingeschrieben hat. Dieser Gefängnisjargon, insbesondere das arabische Wort *istaqbal*, Willkommen, findet sich in den Prozessprotokollen, die das Staatsschutzverfahren gegen den syrischen Geheimdienstler schriftlich zu dokumentieren suchen, an vielen Stellen wieder. In Al-Khatib ist der:die Gefangene ein willkommener Gast. Das heißt: In Al-Khatib ist Willkommen-heißen der Name der ersten Folter, die zu überleben nicht allen Ankommenden zuteil wird.

Al-Khatib trägt geheime Namen, wie „Labor für medizinische Analysen“. Ort, an dem Namen genommen werden, an dem Namen verschwinden. Ort der geheimgehaltenen Namen, der Verschwundenen. Was machen wir Übersetzenden mit den verschwundenen Namen?

Wie den Moment des gewaltsamen Verschwindenlassens übersetzen? Wie diejenigen in Anwesenheit übersetzen, die verschwunden gelassen wurden? Und welcher sprachlichen Gastlichkeit bedarf es, um dem todbringenden Willkommen, *istaqbal*, etwas entgegenzusetzen?

Mit dem Projekt „Der unsichtbare Prozess“ nimmt sich die Wiese (Wie es ist) dieses Jahr zweierlei vor: einerseits will sie die größere Unsichtbarkeit, die sich bei einem mehrperspektivischen, vielsprachigen, zwischensprachigen Übersetzungsprozess einstellt, erforschen – auch ihre sprachökonomischen und prekarisierenden Implikationen mitbedenken –; andererseits trägt sie diese Erfahrung hinein in die Auseinandersetzung mit den unsichtbar gemachten Übersetzungsbewegungen, die ins juristische Prozessgeschehen in Koblenz maßgeblich verstrickt sind. Die Geographie des revolutionären Kampfes, die in den Aussagen der Zeug:innen kartographiert wird, die tagtäglich einbricht in den deutschen Gerichtssaal, fällt unter den Tisch. Unübersetzbare Namen und Wörter, mit denen widerständige Zivilist:innen das Kriegsgeschehen belegen, stoßen auf taube Ohren. *Shabiha*, auch *Schabiha-Miliz*, das sind bewaffnete Personen, die im Untergrund für das Assad-Regime Demonstrationen niederschlagen, desertierende Soldaten exekutieren, und die sich mittlerweile zu einer Art Gesellschaftsschicht herausgebildet haben. Wörtlich übersetzt, Gespenster. Ein Wort, das im Gerichtssaal unübersetzt bleibt. Die Wiese legt ein Glossar an, um das Unterlassene sichtbar zu machen und zu übersetzen.

Übersetzen im Beisein anderer, ein Lesen und Auseinanderlesen, das Worte anders nimmt, Zwischensprachen erlaubt, schärft unseren Blick auch auf die Mechanismen der Vereinzelnung, die im Koblenzer Gericht greifen: Authentizität stellt sich für die Richter:innen nur her, indem man spricht über das, was man selbst, am eigenen Leib, erlebt hat. Das Wissen anderer, insbesondere anderer Mitgefangener, dies Wissen um andere, die oft verschwunden geblieben sind, wird kassiert. Wer mit anderen übersetzt, weiß, dass man nie nur aus sich heraus weiß, dass sich das Wißbare nicht aus der autarken Selbstgewissheit, -vergewisserung ergibt. Wieviele Verschwundengelassene verschwinden in der einzigen Sprechweise, die in diesem Gerichtssaal geduldet wird, erneut? Wie Al-Khatib übersetzen, diesen realen und zugleich irrealen Ort, diese wüste Geheimratsecke in den – unbewaldeten – Schläfen Damaskus’?

Resolutes Echo. In einer Resolution der UN-Generalversammlung vom 24. Mai 2017 wird die Rolle des Übersetzens bei der „Verbindung von Nationen“ und der „Förderung des Friedens“ hervorgehoben, wie es dort heißt, „eingedenk dessen, wie Sprache als Verschmelzung des Gemeinsamen mit dem Einzigartigen die Idee einer vereinten Welt zum Ausdruck bringt, die ihre Kraft aus ihrer Vielfalt schöpft“¹. Mit den Worten der postkoloniale Theoretikerin Gayatri Spivak ließe es sich auch so fassen: Krieg ist der allegorische Name für eine extreme Form der Unübersetzbarkeit.²

Denn es braucht das Beieinandersein von Sprachen, ohne dass die eine die andere ersetzt, vernichtet; eine Äquivalenz aller Sprachen allen Sprachen gegenüber ohne gewaltsame Gleichsetzung, insbesondere um die Gleichzeitigkeit, die gemeinsame Gegenwärtigkeit von Sprachen vor ihrer historischen Ungleichheit zu denken. In der Resolution, die den heutigen Tag als internationalen Tag des Übersetzens beschließt, heißt es weiter, Übersetzen sei unerlässlich, „um im internationalen öffentlichen Diskurs und in der zwischenmenschlichen Kommunikation Klarheit, ein positives Klima und Produktivität zu sichern“; außerdem trage Übersetzen bei „zur Wahrung des Friedens und der Sicherheit“. Dieser Glaube an die Einheit einer Sprache – zu Kommunikations-, Sicherungs- und Produktivitätszwecken –, an deren Sichselbstgleichheit, Vereintheit oder „Verschmelzung“, die wiederum eine „vereinte Welt“ zum Ausdruck brächte, lässt allerdings auf ein reduktives Verständnis von Übersetzen schließen. Denn durch diese Worte gerät u.a. auch in den Blick, dass die Resolution zu einer Zeit verfasst wurde, wo gewisse Kriege schon geführt worden waren und Kriegsgeschehen gewisse Grenzen schon gezogen sein ließen. Zum einen: die Grenze, die in Nationen teilt. Zum anderen: die Grenze zwischen denen, die von der UN am heutigen Tage als *united in translation* proklamiert werden, und denen, die in dieser sogenannten Vereinigung nicht berücksichtigt werden. Mir fällt es schwer, diese nachträgliche Resolution zu lesen, ohne auch an die Vermarktung

1 Resolution A/RES/71/288

2 Gayatri Chakravorty Spivak, „More Thoughts on Cultural Translation“

von Übersetzung zu nationalen Sicherheitszwecken zu denken, an Übersetzen als Beihilfe zur kapitalistischen Entwicklungsexplosion, als Beihilfe zur Grenzziehung, als Beihilfe zum – nicht zuletzt neokolonialen – Machterhalt. Welches Friedens will man sich hier versichern?

Wie ein Echo ruft mich, die ich von Hieronymus sprach, eine Variante desselben an dieser Stelle an einen Ort, in eine Grenzgegend und in eine Zeit, die vor der Gründungscharta der UN liegt, und zwar in eine Grenzgegend, die in Übersetzung begriffen ist, zu einer Zeit als sie noch keinen Namen hatte: eine herrenlose, extreme, unwegsame Gegend, die heutzutage zwischen – oder inmitten – der so benannten Nationen Mexiko und den USA zu verorten wäre. Zunächst bekannt als der Gähnende, nicht der Übersetzende, lebte hier Gokhlayeh (1829-1909), Kriegsschamane und Apache; obgleich dieser Stammesname eine Zuschreibung der spanischen Konquistadoren ist, die das Wort von den Zuñi-Indigenen übernahmen, in deren Sprache *apachi* ‚Feinde‘ bedeutete. Über diesen Schamanen, den der mexikanische Schriftsteller Álvaro Enrigue in seinen in Berlin-Moabit niedergeschriebenen Notizen für ein Buch über den antikolonialen Kampf der Indigenen in der Apacheria schreibt, er sei „eine Art Heiliger Hieronymus“, ist bekannt, dass er zwar für indigene Chiefs als Übersetzer aus dem Spanischen und Apache auftrat, sich aber weigerte, das Englisch der amerikanischen Besetzer zu erlernen.³

Wie er zu seinem späteren Namen kam, scheint unklar. Vielleicht entschied er, sobald er sich als Krieger selbst neu benennen durfte, den Namen des Schutzheiligen der Übersetzenden anzunehmen. Vielleicht missverstanden die spanischen Ohren seiner mexikanischen Gegner die Laute, aus denen sich sein Name zusammensetzte; oder sie riefen den heiligen Hieronymus im Gefecht gegen dieses listige, sich scheinbar unsichtbar nähernde Gegenüber um Beistand an, wobei sich keine:r der Geschichtsschreibenden, die diese Version wiederholen, gefragt zu haben scheint, warum ausgerechnet der Name des Hieronymus den Mexikanern auf dem Schlachtfeld in den Mund kam. Auf die ein oder andere Weise wurde Gokhlayeh *Geronimo*. Ich gehe diesem Echo nach, weil ich auf ein ganz bestimmtes Verhältnis zu sprechen kommen will, das gemeinsames Übersetzen zu Grenzen und Grenzdenken eingehen kann. Geronimo verstand es nämlich nicht nur, sich als Übersetzer hervorzutun ohne die Sprache derer, in deren Kriegsgefangenschaft er schließlich starb, je zu verinnerlichen, sondern auch sich in der entgrenzenden Wüste zwischen Mexiko und den USA, da, wo die Zuschreibungen verwischen, immer wieder aufs Neue unauffindbar zu machen (so ergab er sich den Amerikanern mindestens vier verschiedene Male, riss aber immer wieder aus). Aus diesem Unauffindbarmachen lässt sich herauslesen, wie territoriale und sprachliche Grenzzüge, gezogen von Nationalstaaten, immer schon angefochten wurden von solchen, die Grenzgebenden bewohnen. Wie ein Staat, hier Amerika, die Handlungen solcher Übergänger:innen interpretiert, zeigt sich nicht zuletzt

³ Álvaro Enrigue, *Jetzt erbege ich mich, und das ist alles*

daran, dass Geronimo in jüngster Geschichte als Codename niemand anderem als Osama Bin Laden übertragen wurde. Die amerikanische Perspektive setzt, überraschenderweise, Geronimo und Bin Laden gleich; Geronimo diesmal: ein Name wie ein Sack über dem Kopf, die Fortschreibung einer rassistischen, einhegenden Übersetzungsgenealogie.

Zur Gegenwart der Grenzgegend. Eine Grenzgegend, als solche umrissen von terrestrischen Beziehungen – oder schließt sie, geg’End, auch den Himmel mit ein? – meint ein Beinahe, beinahe einen Ort, wo die Imagination einer künstlichen, rassifizierenden Grenzen innere und äußere Kriege überlappen lässt; eine affizierende Ambivalenz, der man sich kaum entziehen kann, wie die Chicana-Autorin Gloria Anzaldúa in ihrem noch nicht ins Deutsche übersetzten Buch *Borderlands/La Frontera* (1987) schreibt. Ich zitiere, „We are a synergy of two cultures with various degrees of Mexicanness or Angloness. I have so internalized the borderland conflict that sometimes I feel like one cancels out the other and we are zero, nothing, no one. *A veces no soy nada ni nadie. Pero hasta cuando no lo soy, lo soy.*“¹ (Manchmal bin ich nichts noch niemand. Aber selbst wenn ich’s nicht bin, bin ich es.)

Nicht nur macht Anzaldúa aufmerksam auf das Gewaltsame einer jeden Setzung, sei es Grenz- oder Übersetzung, sie legt auch den Akzent – wie Geronimo, der Übersetzer-Schamane, auf seine Weise – auf die notwendige, nicht enden wollende Verhandlung mit dem Unübersetzbaren, die heute oft als ein unpraktisches Projekt beurteilt wird. Dabei kann gerade die nicht zu paraphrasierende *Parade – para*, beigeßelt – des Übersetzens Ansätze zur *Reparation* miteinschließen.

Reparation. Unhörbar spreche ich bereits über eine Arbeit des Versatoriums, die 2013 bis 2015 entstand: *die, should sea be fallen in*, eine Zusammenarbeit mit dem Refugee Protest Camp Vienna. Den Ausgangspunkt bildete Elfriede Jelineks Theatertext *Die Schutzbefohlenen*, den sie unter dem Eindruck der Proteste von Geflüchteten vom Winter 2012 schrieb, als eine Gruppe von Refugees mit konkreten Forderungen gegen die damalige – heut vielerorts extrem verschärfte – europäische Flucht-Politik vorging. Nach einer Demonstration errichteten sie im Votivpark neben dem Hauptgebäude der Universität Wien ein Protest Camp, gaben Pressekonferenzen und suchten Kontakt mit Studierenden und der Zivilbevölkerung. Als die Polizei einschritt und das Zeltlager räumte, suchten viele vorübergehend Schutz in der an den Park angrenzenden, nicht geheizten Votivkirche. Fast dreißig von ihnen gingen mitten im Winter eine Zeitlang auf Hungerstreik. Nicht nur solidarisierten sich einige aus dem Versatorium mit den Streikenden, sondern es kam die Idee auf, mit den Refugees, von denen viele gerade anfangen, deutsch zu lernen, zusammenzuarbeiten. Es mischten sich Pashto, Urdu, Georgisch,

¹ Gloria Anzaldúa, *Borderlands/La Frontera*

syrisches Arabisch, Englisch, Deutsch ein in einen Sprachenraum ohne Ortsbindung oder mit vielstelliger Ortung; denn im Hören tat sich ein Ort auf, der uns verband. Wir kamen zusammen zum Teetrinken und Übersetzen und Kochen. Asylantragsprosa und Gedichte. Sprachzertifikate und Gedichte. Abschiebebescheide und Gedichte. Die Textur dessen, was übersetzbar war, weitete sich. Der Text stand nicht nur auf dem Papier, er stand in der Küche, er lehnte an der Kellerwand des Wiener Servitenklosters, er bestand aus beworbenen Rückführungen Bedrohter, aus Geselligem und Ungeselligem, er ließ sich nicht dingfest machen; indem wir ihn übersetzten, schrieb er sich erst. Dies passierte an einem Tisch – mal Schreib-, mal Ess-, mal gar kein-tisch –, an dem niemand alle Sprachen sprach, niemand alle, aber alle gewisse Sprachbewegungen anstoßen konnten. Dies Zusammensitzen war versuchte *Reparation*, ein nachträgliches Wiederbeigesellen, *Repara-*, ein vielleicht reparatives Beieinander- und Zueinanderstehen, der gegenständlich gewordenen monosprachlichen, ausschließenden Repression entgegen.

Bei diesen Übersetzungsbewegungen waren wir uns manches Mal einig, aber im allgemeineren, kontraktuellen Sinne nie vereinigt. Der heutige Tag wiederum trägt den Slogan *united in translation*. Ich höre darin *united nations* mitklingen. Ich höre einen zu deutlichen Einklang. Ich höre, wie sich *nations in translation* einschreibt und die heraufbeschworene Vereinigung sich auch in übersetzerischer Hinsicht auf eine staatlich verfasste politische Form verkürzt. Laut dem Ethnologen Claude Lévi-Strauss sind Schaman:innen diejenigen, die eine konkrete Beziehung zur Sprache haben, weil sie sie – lesend, heraus- und auseinanderlesend – als Werkzeug und Medizin einsetzen. Wenn das, was uns Wörter ihnen Skalpell ist, das teilt und neu ordnet, das trennt und verbindet, dann zerschneidet das lesende, schamanische Übersetzen des Hieronymand, Geronimo, zugleich den Glauben an eine unzertrennte, unzertrennliche sprachliche wie politische Vereinigung; und merkt auf – und ich versehe diesen Tag mit keinem neuen Slogan, sondern erlaube mir lediglich, schon gefallene Worte erneut aufzuwerfen – ein gastliches Beinahe, das Übersetzen aus allen Sprachen allen Sprachen einräumt; eine raumgreifende Grenzgegend, in die hinein weder nur niemand noch auch bloß nichts – gleich-, gegenwärtig – übersetzt wird.

Danke fürs Zuhören.

Gehalten am diesjährigen Hieronymustag, Tag des Übersetzens, am 30. September 2021 im Rahmen der Veranstaltung „Wiese-Versa“ im Haus für Poesie, Berlin.